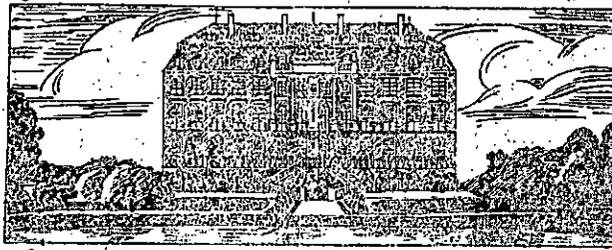


Brühler Heimatblätter

zur Pflege heimatlicher Geschichte, Natur- und Volkskunde

Erscheint jeden Monat als Beilage
der „Brühler Zeitung“,
Einzeln. 10 Goldpfennig



Schriftleitung:
Seminar-Studientrat J. Nießen
Druck und Verlag:
Buchdruckerei P. Seher, Brüh-
l., G. m. b. H.

Nr. 4

April 1925

6. Jahrgang

Rheinische Tausendjahrfeier.

Vortrag von Dr. Paul Kaufmann, gehalten im Hansa-
saal zu Köln.

Deutschland rüstet zu einer bedeutsamen tausendjähri-
gen Gedenkfeier. Für sie haben die stärker denn je zum
gemeinsamen großen deutschen Vaterland sich bekennenden
Landsleute im Westen, als die berufensten Träger der
Ueberlieferung, mit der ihnen eigenen entschlußfreudigen
Lebhaftigkeit sich zuerst eingesetzt. Rheinische Tausend-
jahrfeier ist sie genannt worden. Aber nicht, als ob ein
erst tausendjähriges Deutschtum der Lande westlich des
Rheins gefeiert werden sollte. Davon kann natürlich keine
Rede sein. Vielmehr gilt es, dankbar und freudig sich daran
zu erinnern, daß vor tausend Jahren am Rhein das alte
Deutsche Reich geboren wurde. Die Wiederangliederung
der Lande westlich des Rheins an das fränkische Ostreich,
mit dem sie schon lange vorher völkisch, kulturell und mit
kurzen Unterbrechungen auch staatlich verbunden gewesen
waren, hat 925 die Volksgemeinschaft der germanischen
Stämme abgerundet und zu einem deutschen Volk umge-
bildet, den deutschen Westen und Osten zu unzerstörbarer
politischer Schicksalsgemeinschaft zusammengeschlossen. In
diesem Sinne darf mit Fug und Recht von einer rhein-
ischen Tausendjahrfeier gesprochen werden und auf die-
ser Grundlage erhält die Feier größte vaterländische
Bedeutung und höchsten geistigen Wert.

Die entscheidenden Begebenheiten des Jahres 925 wer-
den durch zeitgenössische Berichte nur spärlich aufgehell-
t und sind keine in die Augen springenden, nach Tag und
Stunde bestimmten Haupt- und Staatsaktionen. Sie
schließen auch eine lange Entwicklung ab, an der die Lande
am Rhein maßgeblich beteiligt waren. Alles das erklärt,
daß nach den für die Tausendjahrfeier grundlegenden Er-
eignissen oft gefragt wird, aber die Antwort nur selten
befriedigt. Hoffentlich gelingt es mir, mit wenigen Strichen
die geschichtlichen Zusammenhänge klar und sinnfällig auf-
zuweisen. Der Redner legte alsdann eingehend die ge-
schichtliche Entwicklung der Rheinlande seit den Tagen Cäsars
und Tacitus dar. Er kennzeichnete kurz die Bedeutung der
merowingischen Könige und die gewaltige Gestalt Karls
des Großen, dessen Nachkommen das Reich wie jedes andere
Familiengut unter sich aufteilten. Im Vertrage von Ver-
dun im Jahre 843 erhielt Ludwig der Deutsche mit Ost-
franken alles karolingische Land auf der rechten Rhein-
seite mit Ausnahme Frieslands und eines sich von dort
rheinaufwärts, vielleicht bis zur Nähe des Siebengebir-
ges, ziehenden schmalen Uferstreifens, dazu aber links des
Rheines, „wegen ihres reichen Weintrages“ die Gave
von Mainz, Speyer und Worms. Karl dem Kahlen fiel
mit Westfranken der größte Teil der rein romanischen Ge-
biete zu, und Lothar neben der Kaiserwürde Mittelfranken,

ein von der Nordsee bis zum Mittelmeer wie ein Keil
zwischen Ost- und Westfranken eingelassenes völkisch bunt-
gemischtes und innerlich zusammenhangloses Staatsgebilde.
Ihm waren auch die dem Ostreich nicht überwiesenen Ge-
biete am linken und rechten Rheinufer zugefallen.

Der Verduner Vertrag, hat ohne auf sprachliche und
völkische Grenzen Bedacht zu nehmen, das karolingische
Weltreich in verschiedene Stücke zerschnitten. Er trennte
einen großen Teil des linken Rheinufers von der alten
völkischen, kulturellen und auch politischen Gemeinschaft mit
dem rechten Ufer, schloß unzählige Volksgenossen am Nie-
der- und Oberrhein vom neuen ostfränkischen Reich aus.
Die wegen dynastischer Zufälligkeiten erfolgte Reichsdritte-
lung erzeugte das unglückselige Rheinproblem, legte den
Grund zu unzähligen kriegerischen Verwidelungen, zu der
Infolge immer wechselnder Verschiebungen der deutschen und
französischen Machtverhältnisse heute noch nicht abgeschlos-
senen Auseinandersetzung über ihre von der Natur nicht
bestimmte Grenze.

Eine weitere Teilung (855) ließ noch mehr Reiche
entstehen, darunter auch ein Teil des Mittelstaats, der spä-
ter den Namen Lotharingen nach seinem Herrscher Lothar
erhielt. Hierzu gehörte auch der größte Teil der Rheinpro-
vinz. Nach Lothar II. Tode (869) begann zwischen West-
und Ostfranken der Kampf um den Rhein, das Herzstück
des karolingischen Imperiums. Neue Verträge folgten, die
aber die bestehenden Wirren in Lotharingen nicht zu be-
seitigen vermochten. Innerlich zerrissen durch ehrgeizige Be-
strebungen seiner Großen, von außen bedroht durch die
verheerenden Einfälle der Normannen und Ungarn, blieb
das Rheintal noch weiter ein Spielball der entarteten ka-
rolingischen Erben. Im Todesjahr Ludwig des Kindes,
des letzten ostfränkischen karolingischen Herrschers gingen
die lotharingischen Vasallen mit fliegenden Fahnen zu West-
franken über, wodurch für kurze Zeit und zum letzten Mal
für fast neun Jahrhunderte der Rhein Grenze Westfrankens
nach Osten wurde. Erst 925 ist dem fortgesetzten
Schwanden zwischen Ost und West ein Ziel gesetzt, und
das Schicksal des lebensunfähigen Lotharingens besiegelt
worden. Dies erreicht zu haben, war das Verdienst des
staatsmännisch und militärisch hervorragend begabten 919
zum Ostfrankenkönig gewählten Sachsenherzogs Heinrich.
Ihm, einer der glänzendsten Gestalten der deutschen Ge-
schichte, gelang es zunächst, die durch die wenig glückliche
Politik seines Vorgängers Konrads I. heraufbeschworene
und durch die Wahl Arnulfs von Bayern zum Gegenkönig
bedrohlich nahgerückte Gefahr einer Auflösung Ostfrankens
in selbständige Stammesgebiete zu überwinden. Nachdem
er dann durch geschicktes Verhandeln mit dem westfränkischen
Herrscher seine Anerkennung als König der Ostfranken er-
reicht, wußte er auf seinen Rheineldzügen von 923 und
925 das Uebergewicht des geeinten und erstarkten Ostreichs
gegenüber dem innerlich zerrissenen und schwach gewordenen

schon im Jahr 925 die Großen von ganz Lotharingen zum Wiederanschluß an das deutsche Mutterland bereit fanden. „Heinrich cuncta se Lothariensis committunt“, schrieb damals ein Westfranke, der Archivar der Reims' Kirche, Flodbard, in seine Annalen. Auf Grund freier Selbstbestimmung seiner Magnaten, das muß immer wieder festgestellt werden, nicht durch Waffengewalt eines siegreichen Eroberers, ist Lotharingen wieder zu Deutschland gekommen. Seinen Rechtsanspruch auf dieses Land, dem Kaiser Otto I. und Otto II. noch einmal mit dem Schwert gegen die westfränkischen Könige Ludwig IV. und Lothar III. verteidigen mußten, hat Westfranken in den Friedensverträgen von Bouziers (942) und Sedan (980) anerkannt. Es gibt kein klareres Recht auf Erden, wie das der Deutschen auf den Rhein. Die Ereignisse von 925, deren Bedeutung für die deutsche Geschichte nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, haben das mit der überpolitischen Idee des karolingischen Weltimperiums rechnende alte deutsche Reich, das regnum Teutonicorum, wie es 919 in den Salzburger Annalen zuerst genannt wird, geschaffen, alle deutschen Volksgenossen zu eigenem staatlichen Leben im mitteleuropäischen Bereich verbunden. Ohne das rheinische Land mit seiner älteren und höheren Kultur, seinem reichbevölkerten fruchtbaren Boden und seinem nach allen Seiten ausstrahlendem Verkehrsnetz hätte Ostfranken keine tragfähige Grundlage für ein deutsches Reich bilden können.

Das Rheinland wurde des deutschen Reichs politischer, wirtschaftlicher und kultureller Brennpunkt, seine Geschichte ein treues Spiegelbild der deutschen Reichsgeschichte.

Der Redner entwickelte dann kurz in packender Sprache die gewaltigen Erfolge der staatsrechtlichen Verbundenheit der Rheinlande mit dem Reich. Er zeigte den gewaltigen Aufschwung dieses Landes unter den Kaisern des salischen, des schlesischen und hohenstaufischen Kaiserhauses, auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Wirtschaft. Noch heute ragen von Straburg bis Köln die ehrwürdigen Dome zum Himmel und geben Zeugnis von dem Anteil des Rheintales an dem kirchlichen und künstlerischen Leben jener Tage. Kölner Kaufleute begründeten damals den berühmten Stalhof in London, das „Guldene“ Mainz stand mit den Städten an der Donau im regsten Handelsverkehr. Im Rheintal lag, wie Bischof Otto von Freising, der Heim- und Geschichtsschreiber Kaiser Friedrichs I. gesagt hat, die stärkste Kraft des Reiches. Ströme von Kraft sind damals vom Rhein ausgegangen. Zur Elbe und Oder, weiter ostwärts bis nach Riga und Kronstadt, zur mittleren Donau bis in das fruchtbare Tal der Siebenbürger Sachsen, die noch heute die Mundart der Moselfranken festhalten, haben sie sich ergossen und weite Bezirke des alten Heimatlandes der Westgermanen dem Deutschtum wiedergewonnen. In die Geschichte des deutschen Ordens sind Söhne des Rhein- und Mosellandes mit goldenen Buchstaben eingetragen.

Der Rhein war, solange ihn ein einiges Reich schützte, Deutschlands hochschlagende Pulsader. In Zeiten deutscher Zerrissenheit und Zwietracht wurde er eine Beute fremder Begehrlichkeit und Eroberungslust. Dem Untergang der Hohenstaufen folgten Jahrhunderte staatlichen Zerfalles. Aufs neue entbrannte der Kampf um die Herrschaft im rheinischen Stromgebiet, wirkte sich das im Verduner Vertrag von 843 wurzelnde Zentralproblem europäischer Politik unheilvoll aus. Das Rheintal wurde fortgesetzt Kriegstheater, der Rheinstrom, wie der Kapuziner in Wallenstems Lager klagte, ein „Reinstrom“. Das deutsche Nationalgefühl lebte schließlich nur noch als gemeinsames Kulturbewußtsein fort.

Aus der Unhänglichkeit an den Rhein, seinen heiligen Strom, erwachsen dem deutschen Volke höchste seelische Kräfte zu einer nationalen Erhebung. Wie 925 unter König Heinrich I. kam auch vor 100 Jahren wieder vom Osten neue Kraft nach dem Rhein und über ganz Deutschland. Als Blüher in der Neujahrsnacht von 1814 den

Rhein übertritt, rettete er mit ihm die deutsche Zukunft. Die Angliederung an Preußen brachte dem Rheinlande einen unvergleichlichen wirtschaftlichen und kulturellen Aufstiege, für Preußen die Möglichkeit, sich zu einer Großmacht auszugestalten, die zum Schutze Deutschlands die Macht am Rhein mit fester Hand sicherte und ein neues deutsches Reich anbahnte. Ohne Rheinland kein Deutschland und ohne Deutschland kein Rheinland. Das ist die große Lehre der Geschichte, welche auch die rheinische Tausendjahrfeier lebendig machen soll. Von ihr getragen, wird sie den Reichsgedanken stärken und für den Kampf um den sagenumwobenen alten Strom neue Kräfte auslösen, deren wir nach den schweren politischen Enttäuschungen der letzten Monate mehr denn je bedürfen. Am Rhein, dem Schutze Deutschlands, nach einem Wort der Madame de Staël, wird auch in unseren Tagen über das Weltbild der Zukunft, den Frieden des sich nach ihm sehnenenden Europas entschieden. Bei der Tausendjahrfeier wollen wir der Welt zeigen, wie sich Reich und Länder mit dem Rhein unloslich verbunden fühlen. Ein lautes Bekenntnis soll sie werden zu einem freien deutschen Rhein. Ihm werden wir aufs neue aus tiefster Seele schwören: „Wir müssen ihm, er uns gehören. Vom Felsen kommt er frei und hehr, er fliehe frei in Gottes Meer.“

Monerica.

In der Märznummer des Eifel-Bereinsblattes behandelt ein Aufsatz von Prof. Dr. Reune eine alte römische Wegekarte, die keine genaue geographische Darstellung sein will, sondern ganz schematisch gehalten ist, ähnlich wie die Uebersichtsarten in unsern Fahrplänen. Auf dieser Karte, der sogenannten Tabula Peutingeriana, sind nur die Stationsnamen und auch die Entfernungen der einzelnen Orte voneinander in gallischen Leugen angegeben. So finden wir auf dem kleinen Ausschnitt im Eifelvereinsblatt, oben links am Rande von Agrippina (Köln) ausgehend drei Strahenzüge, deren oberste die Neukerstraße, die Straße zum Niederrhein darstellt, während unter dem zweiten Zuge die Nachenerstraße zu verstehen ist. An der dritten Strahlenlinie, Köln-Reims (die heutige Luxemburgerstraße), finden wir nun am Rande die Bezeichnung (Mo)nerica VI. Also eine Ortschaft, eine Kastation Monerica in 6 Leugen Entfernung von Köln. Die Entfernung stimmt ungefähr überein mit der Lage der römischen Verschanzung bei Billenhorf. Es ist freilich schon einmal vermutet worden, daß Monerica auch in 6 Leugen Entfernung von Zülpich gelegen haben könne (bei Gemünd), da ja die Triererstraße bis Zülpich mit der Reimsstraße zusammen laufe. Uns scheint aber die auf der Tab. Peut. eingetragene Lage Monericas wahrscheinlicher zu sein.

Um so mehr haben wir nun Grund zu der Annahme, daß Monerica in 6 Leugen Entfernung von Köln gelegen habe, weil in den letzten Wochen ganz in der Nähe der römischen Befestigung eine große Trümmerstätte bekannt geworden ist. Der Erste, welcher auf die Funde aufmerksam wurde, ist Herr Jos. Koch in Heide bei Aierberg, ein eifriges Mitglied des Prühler Eifelvereins.

So rief uns in diesen Märztagen, wo Lenz und Winter in unregelmäßiger Weise während um die Herrschaft ringen, die Kunde von der Entdeckung zum Vorgebirge. Das zum Gruhlwerk gehörende Gelände ist abgeholzt und urbar gemacht worden, da bis zum Vordringen der Grube immerhin noch einige Jahre verstreichen werden. Der Kern der Trümmerstätte scheint sich um eine alte Wasserstelle zu gruppieren. Es schneidet sich dort ein kleiner Siefen in die ebene Hochfläche ein, an dessen Anfang ehemals ein frischer Quell sprubelte, der leider durch den Grubenbau verstopft ist. Auf dem nach der Römerstraße zu schwach ansteigendem Hange treten in großen Massen römische Ziegelsteine in die Erscheinung. Es kommen sowohl Mauer-

Ziegel zum Vorschein, wie auch Dachziegel mit dem charakteristischen Vorsprung. Auch die rundgebogenen Firstziegel fehlen nicht. Die Mauerziegel sowie auch zahlreichste Reste von Tuffblöden deuten auf massive Bauten, oder doch wenigstens auf feste Grundmauern hin. Die Ausdehnung der Ruinenstätte ist noch nicht genau bekannt. Denn auch an der Römerstraße selbst findet man in den Durchstichen im Boden die Reste römischer Ziegel. In der Regel findet man auch in den Kaststationen, zu beiden Seiten der Straße je eine Zeile von Häusern von meist kleinem Umfange, die wir wohl als Läden ansprechen dürfen. Unerfesselt fand der Berichtler schon vor mehr als einem Jahrzehnt, in der Nähe der Spießstraße, etwa 800 Meter östlich der Schanze, in einem runden Erdhügel von ungefähr 10 Meter Durchmesser, eine Anzahl behauener Tuffblöcke von bedeutender Größe. Dazwischen römische Gefäßscherben. Ob die Reste von einem schon früh zerstörten und beraubten Grabe herrühren, wofür der runde Hügel zu sprechen scheint, oder die Fundamente eines denkmalartigen Aufbaues darstellten, ließ sich nicht mit Sicherheit klarstellen. Der Hügel ist jetzt durch den Grubenbau zerstört. Demnach dürfte die Annahme, daß die Siedelung von der Römerstraße bis an die Spießstraße sich ausgedehnt hat, mithin ein Gelände von mehr als 1 Km. Durchmesser bedeckt, wohl zutreffen.

Römische Keramik ist zahlreich auf dem Fundplatz vertreten. Man findet auffallend viele Scherben von großen römischen Vorratsgefäßen. Dann aber auch die gebräuchlichsten Gefäße der ersten Jahrhunderte. Verschiedentlich fanden sich auch Reste von prächtig gearbeiteten Sigillata-Gefäßen. Herr Koch fand zudem noch ein Bruchstück einer Handmühle aus Niedermendigener Basaltlava. Die Fundstücke werden von der Brühler Ortsgruppe des Eiservereins aufbewahrt. Auffallend ist auch eine gegen 50 Meter breite Vertiefung im Boden, die in ovalrunder Form von einer wallartigen Erhöhung umsäumt wird.

Auch die Flurnamen weisen auf die Bedeutung der Stätte hin. Die Gemarkung in der Umgebung der Römerschanze heißt „die Klaus“, eine Bezeichnung, die man vielfach für alte Befestigungen vorfindet. Schräg gegenüber der Försterei an der Straße selbst heißt es „am langen blauen Stein“. Man ist versucht anzunehmen, daß hier ein römischer Meilenstein die Veranlassung zur Bildung dieses Flurnamens gegeben hat. An dem Wege, der von der Försterei ungefähr in östlicher Richtung zur Spießstraße zieht, heißt die Flur: „am Brodtpfad“. Weiter nach Köln, dort wo die Ziegelreste im Boden sitzen, benennt man die Waldflur „im Höllenpütz“. In Hölle steckt wohl die Bedeutung: Höhle. Höhlung, mit dem man einen Siefen, eine Talrinne oder Vertiefung bezeichnet. Im Bergischen trifft man die Bezeichnung Hölle sehr oft, so z. B. Höllsiefen. Möglicherweise steckt aber auch etwas Mythologisches dahinter, etwas, das mit Hölle und Teufel zusammenhängt. Ob mit dem Höllenpütz die Hauptquelle, dort wo die Baureste am stärksten in die Erscheinung treten, gemeint ist, kann mit Sicherheit nicht entschieden werden. Der Quell liegt etwas südlicher. Aber es kommt vor, daß die Flurbezeichnungen sich etwas verschieben. Es ist auch möglich, daß sich dort in der Nähe der Römerstraße eine zweite Quelle befunden hat. Eine Todenrinne zieht dorthin. Die Flur am Bache nennt man noch immer „an der Siegesbad“. Ob hier eine Erinnerung an eine Ruhmestat vorliegt oder ob in „Sieges“ ein Wassernamen (Sieg, Siegen) steckt, müssen wir vorläufig dahingestellt sein lassen.

Auch in anderer Beziehung ist das Gelände von Bedeutung. Seitwärts hebt sich auf einer Erdschwelle eine kreisrunde Erhebung, die Reste eines Hügelgrabes vom Ende der jüngeren Steinzeit. Nördlich der tiefeingeschnittenen Spießstraße, nahe dem Waldrande gruppieren sich mehr als 30 Grabhügel, die der Zeit von 1200—500 vor Chr. angehören und die Toten einer keltischen Siedelung bergen, die sehr wahrscheinlich in der Nähe gelegen hat. Da eine Siedelung nur in der Umgebung einer Wal-

ferstelle sich befunden haben kann, drängt sich uns die Vermutung auf, daß die römische Ortschaft die Nachfolgerin der alten keltischen Niederlassung darstellt.

Wenn wir alles zusammenfassen, so liegt die Annahme sehr nahe, daß wir in den Trümmern die Reste des lang gesuchten Monerica vor uns haben. Vor Jahren schon, als der Wald noch allenthalben rauschte, haben Professor Simon, Major Schütte und der Berichtler eine Streife in der dortigen Gegend unternommen, um die Lage Monericas festzustellen. Aber der starke Aufwuchs und die alles verdeckende Humusschicht verhinderte einen Erfolg. Herr Koch war in dieser Beziehung glücklicher, und wir können dem Finder für seine Entdeckung, die für die Geschichte der Brühler Gegend von Bedeutung werden kann, herzlichst gratulieren. *)

B. A. Tholen.

*) Eine Besichtigung der Fundstelle durch das Provinzialmuseum in Bonn hat kürzlich stattgefunden. Es wäre zu wünschen, daß eine gründliche Durchforschung der Gegend in absehbarer Zeit erfolgen könnte; denn nur eine Ausgrabung kann restlos Klarheit schaffen. Die Schriftleitung.

Ein Besuch des frühgeschichtlichen Museums in Köln

Von S. J. Heid.

Am Sonntag, den 8. Februar, hatte sich eine Anzahl Eiservereinsmitglieder der Ortsgruppe Brühl im Kölner Museum für Vor- und Frühgeschichte eingefunden, um unter Führung Herrn Direktor Rademachers an Hand der dortigen Sammlungen die frühgeschichtlich germanische Welt, insbesondere die früheste germanische Kunst, soweit sie sich auf heimatischem Boden auswirkte, kennen zu lernen. Herr Direktor Rademacher gab zunächst einleitend einen kurzen Ueberblick über die einzelnen Epochen der prähistorischen Geschichte, um dann darauf aufbauend ein Bild der germanischen Kulturwelt zu entrollen.

Den besten Aufschluß über die älteste, vorgeschichtliche Zeit geben uns die Hügelgräber, die etwa um 2000 vor Christus in unserer Gegend zu beiden Seiten des Rheines von den Einheimischen als Beinhäuser errichtet wurden. Bau und Inhalt dieser Gräber weisen darauf hin, daß wir es hier mit ein und demselben Volksstamm zu tun haben, der rechts und links des Rheines seine Wohnstätte hatte. Der Rhein bildete also schon damals keine trennende Grenze. In den Hügelgräbern, deren man noch in den Jahren 1908 und 09 zwischen Pingsdorf und Alftar, besonders in der Nähe des Willenhofes, etwa 70 feststellte, fand man Tongefäße, die übereinstimmend eine eigenartige Verzierung aufwiesen. Die äußere Wandung der Urnen zeigt nämlich eine ganze Reihe dicht nebeneinander liegender Streifen, die rund um das Gefäß führen. Anscheinend hatte man mittels einer Schur vor dem Brennen diese Ornamentstreifen eingedrückt. Infolgedessen nennt der Prähistoriker die Menschen dieser Zeit „Schurkeramiker“. Es waren, nach den Knochenresten zu urteilen, große, kräftige, breitkultrige Gestalten mit langgestrecktem Schädel. Wir finden diese Schurkeramiker auch an der Ostsee und in Skandinavien, anscheinend waren es nomadisierende Hirten- und Jägervölker, die, von Norden kommend, sich in unserer Gegend niederließen und sich mit der hier schon ansässigen Bevölkerung, den Bandkeramikern, vermischten. Von letzteren, die wahrscheinlich schon längst am Vorgebirge wohnten, haben sich leider nur wenig Funde in unserer Gegend feststellen lassen. Am Schneeberge bei Waldergraben fand man vor mehreren Jahren in einigen Wohngruben Urnen der Bandkeramiker, die auf eine, wenn auch nur vereinzelt auftretende Besiedelung der Vorgebirgshänge hinweisen; auch bei Medenheint ist eine solche Wohngrube festgestellt worden; zahlreicher treten sie auf an der Rette bei Plaidt, ferner in Belgien und an der Donau, immerhin also Anhaltspunkte genug zur möglichen Konstruierung

ehnes breiten, sich von Osten nach Westen erstreckenden Kulturürtels. Auf diese Wandkeramiker stöken dann die von Norden kommenden Schnurkeramiker. Ihr Auftreten können wir etwa ans Ende der jüngeren Steinzeit verlegen.

Um das Jahr 2000 v. Chr. beginnt eine neue Epoche der Prähistorik, die Bronzezeit, die aber im Rheinlande und auch in unserer Gegend nicht zu besonders eindeutiger, charakteristischer Ausprägung gelangte. Wir finden deshalb auch die Schnurkeramiker noch in den nächsten Jahrhunderten in unserer Gegend. Ungeört lebten diese Menschen dahin. Eine Entwicklung zu höherer Stufe ist nicht festzustellen. Wohl finden sich an einzelnen Stellen bemerkenswerte Stücke bronzezeitlicher Kultur, z. B. Flachbeile, die aber fast durchweg als Importware zu deuten sind.

Etwa nach der Mitte des zweiten Jahrtausend, vielleicht im 14. und 13. Jahrhundert v. Chr. machten sich bei uns, nach und nach immer stärker werdend, neue Kulturelemente bemerkbar. Westlich Bodem und auch an anderen Orten des Vorgebirges und des Bergischen Landes entdeckte man mitten im Gebiete der Schnurkeramiker sog. Gräberfelder von mehr als 30 Gräbern auf engem Raume. Eine neue Bestattungsanordnung! Während bei den Schnurkeramikern die Hügelgräber meist ungeordnet und vereinzelt auftreten, stehen sie jetzt in Gruppen zusammen. Ohne Zweifel ein Fortschritt. Die Anlage der „Friedhöfe“ deutet auf ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl hin. Es ist die sog. Urnenfelderrasse, die nach übereinstimmendem Urteil der Vorgeschichtsforscher aus dem Osten und Südosten Europas zu uns gelangte und die Nihänge des Vorgebirges besiedelte. In ihrem Körperbau unterschieden sich diese Menschen von den Schnurkeramikern, es sind keine Langköpfe, wie die Einheimischen, der Schädel geht mehr in die Breite, Brachycephalen würde sie der Völkerkundler nennen. Ihre Graburnen weisen eine den Glocken ähnliche Form auf, weshalb Mademacher die Menschen auch als Glockenbecherrasse bezeichnet. In den Urnen fand man stark verrostete Eisenteile und auch kleine Schmuckstücke aus Eisen, zwar in noch geringen Mengen, immerhin aber doch wichtig genug, als Charakterisierung einer neu beginnenden Kulturperiode, der Eisenzeit. Die erste Hauptperiode der Eisenzeit, die sog. Hallstattzeit, umfasst etwa die Zeit von 1200—500 v. Chr. Nach der Durchforschung der Gräber kam man zu der in der Weltgeschichte immer wieder auftretenden Erkenntnis, daß auch diese Urnenfelderrasse einen Auf- und Abstieg in ihrer Kulturentwicklung durchmachte. Nach den Urnenfunden lassen sich 4 Entwicklungstufen feststellen. Die 2. Stufe zeigt den Höhepunkt der Entwicklung. Zahlreiche Urnen dieser Stufe weisen recht kunstvolle Verzierungen auf. Dann aber beginnt mit der 3. Stufe ein allmählicher Abstieg. Die Hügelgräber werden immer kleiner und verschwinden um 500 schließlich ganz.

Mit dem Beginn des 5. Jahrhunderts tritt ein anderes Volk beherrschend in der Kölner Gegend auf, unsere Vorfahren, die Germanen. Wir treten jetzt allmählich auf festeren Boden, die vorgeschichtliche Zeit mit ihrer Relativität, ihrer Mehrdeutigkeit und Allgemeinheit muß einer auf gesicherter Grundlage aufgebauten Zeitgeschichte weichen. So wissen wir heute, daß die Germanen schon seit den ältesten Zeiten, da sie hier am Rheine aufstauten, stets und auch zur Zeit Cäsars und später zu beiden Seiten des Rheines wohnten. In der plötzlichen Unterbrechung der eisenzeitlichen Gräberfelder zu beiden Seiten des Rheines am Vorgebirge und gegenüber im Bergischen Lande um 500 sehen wir einen starken Beweis dafür, daß die vordringenden Germanen gleichzeitig Ost- und Westrhine besetzten und der einheimischen Bevölkerung den germanischen Kulturtempel aufdrückten. Die Germanen entwickelten nun in der Folgezeit ihre eigene, ihrem Wesen, ihrem Denken und Fühlen entsprechende völkische Kultur. Sie haben dieselbe auch später, eine Tatsache, die leider viel zu wenig beachtet wird, nie ganz preisgegeben. Da-

rum ist auch die Kultur am Rheine, trotz der Besetzung durch die Römer seit 51 v. Chr. nie eine spezifisch römische gewesen, wohl war sie eine Mischkultur aus einheimischen keltisch-germanischen mit importierten römischen Kulturelementen. Wir begegnen dieser Kultur auf allen Gebieten kultureller Lebensäußerung, in der Religion, Sprache und Kunst, in der Bodenbebauung, im Handel und Verkehr und in der gewerblichen Fabrikation. Die Provinzial-Museen in Bonn und Trier und das Zentralmuseum in Mainz enthalten zahlreiche Beweisstücke dieser charakteristischen römisch-germanischen Mischkultur. Doch auch schon damals haben unsere Vorfahren der Fremdherrschaft nicht freundschaftlich gegenüber gestanden, wenn auch das Gute der höheren, fremden Kultur anerkannt und ausgenutzt wurde. Der Bataveraufstand in den Jahren 69—71 n. Chr. war eine starke Reaktion gegen römische Fremdkultur. Er führte nicht zu dem gewünschten Ziele. Bis gegen Ende des 4. Jahrhunderts blieben die Römer am Rheine. Dann beginnt wie allgemein bekannt das allmähliche Zurückweichen der Römer. Das weströmische Reich war seinem Untergange nahe. Eine Position nach der anderen mußten die Römer vor den stürmisch andrängenden Germanen räumen. Im Jahre 395 nahmen fränkische Scharen Köln in Besitz und breiteten sich nach und nach in unserer Gegend aus. Die Franken fanden hier eine stammverwandte einheimische Bevölkerung, die verrömertisierten Wier, und es ist leicht erklärlich, daß, nachdem sie einmal festen Fuß an den lang ausgedehnten Hängen des Vorgebirges gefaßt hatten, sich eine innige Kulturgemeinschaft zwischen der ansässigen Bevölkerung und den germanischen Franken ausbildete. Die frühere Eigenart war nicht verloren gegangen, und die fränkischen Edelfinge brauchten das Vorhandene nur anzuknüpfen und es pfleglich weiter zu entwickeln. Dabei zeigt es sich, daß unsere Vorfahren, nachdem ihnen der Weg zu freier Entwicklung wieder geöffnet war, eine selbständige, eigene Kultur, insbesondere eine eigene spezifisch germanische Kunst ausbildeten, eine Tatsache, die im allgemeinen noch viel zu wenig berücksichtigt wird. Auch die Germanen, wir können das bei allen Stämmen beobachten, besaßen gemäß ihrem eigenen Denken und Fühlen und der daraus resultierenden Gestaltungsgabe, besondere künstlerische Fähigkeiten, die in ihrem Kunstschaffen zum Ausdruck kamen. In dem unsicheren und unruhigen Gewoge der Völkerwanderung (375—568) konnte sich dieses Kunstschaffen natürlich nicht zu großem, erhabenem Ausmaße verwirklichen, wie das bei längst festgewurzelten Völkern zu beobachten ist, nur in bescheidenem Rahmen, nicht grandios und wichtig und stilgewaltig, sondern miniaturhaft, das Kleinstück hausgewerblichen Fleißes liebevoll schmälend behandelnd, blüht und wächst die echte germanische Kunst. So zeigt denn die germanische Kunst bezüglich ihres Stiles hauptsächlich ornamentalen Charakter und unterscheidet sich darum wesentlich von der römischen Kunst. Die ornamentale Kunst der Germanen weist insbesondere drei sehr interessante, charakteristische Eigentümlichkeiten auf, nämlich das mehrstreifige Bandgesticht, den Schräg- oder Nerbsschnitt und die Zellenverglasung. Auf zahlreichen Schmuckgegenständen aus Bronze oder Silber, aber auch auf fränkischen Tontöpfen sehen wir Verzierungen aus verschlungenen Bändern, die nicht selten mit Schlangen- oder Tierköpfen am Ende versehen sind; auf Tongefäßen finden wir außerdem auch Muster von Wellenlinien. Diese Verzierungen werden von den Franken eingelerbt oder eingraviert, so daß sie, weil sie in die ebene Oberfläche vertieft, fast nie plastisch hervortreten. Gerade diese Gravierarbeit in die ebene Fläche ist charakteristisch für die germanische Kunst und neben dem Band- und Schlangemuster ein echt germanisches Kunstgut, wofür in der römischen Kunsttechnik kein Anknüpfungspunkt zu sehen ist.

(Schluß folgt.)